

Zeitschrift: Rote Revue : sozialistische Monatsschrift
Herausgeber: Sozialdemokratische Partei der Schweiz
Band: 26 (1947)
Heft: 3

Buchbesprechung: Hinweise auf neue Bücher

Autor: V.G. / Fabian, Walter

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Hinweise auf neue Bücher

Benedikt Kautsky, «Teufel und Verdammte». Erfahrungen und Erkenntnisse aus sieben Jahren in deutschen Konzentrationslagern. 328 Seiten. Büchergilde Gutenberg, Zürich 1946.

Unter der Herrschaft des Hakenkreuzes hat Genosse Kautsky das Häftlingsleben «von allen Seiten kennengelernt»: als Jude, als politischer Gefangener, als Vorarbeiter und Blockwart, als Schachtarbeiter und Steineschlepper, als Latrinenreiniger und Leichenträger; er hat es in Dachau, in Buchenwalde und in Auschwitz kennengelernt, und nur die Schrecken des Verhörs sowie des Strafbunkers sind ihm erspart geblieben.

Genosse Kautsky liefert aber nicht etwa — wie es seinerzeit Wolfgang Langhoff in den «Moorsoldaten» getan hat — einen Bericht über das von ihm persönlich unter dem Hitler-Regime erlittene Schicksal. Er hat sich vielmehr eine höhere Aufgabe gestellt und sie mit bewundernswerter, kaum noch faßbarer Objektivität auch durchgeführt: die Aufgabe nämlich, das Phänomen der Konzentrationslager als Bestandteil des vom Dritten Reich aufgerichteten Terrorsystems nach soziologischen und psychologischen Gesichtspunkten wissenschaftlich zu beschreiben. Genosse Kautsky hat das Erlebnis einer wahren Hölle mit ungebrochener Vitalität überstanden und schließlich mit der Gründlichkeit eines Gelehrten verarbeitet. Leider besitzen wir in der Schweiz keine Hochschule, deren Professoren des Gedankens fähig wären, eine Leistung dieser Art mit dem *doctor honoris causa* auszuzeichnen.

Genosse Kautsky hat nicht nur eine nahezu erschöpfende Zeugenaussage, ein un-vergeßliches «*document humain*» für künftige Generationen bereitgelegt, sondern er hat die Wissenschaft vom Menschen, die Anthropologie im weitesten Sinn des Wortes, um wichtige Erkenntnisse bereichert. Als Opfer des Hitler-Regimes war er in der Lage, Existenz und Verhalten der Menschen unter exzeptionellen Bedingungen zu beobachten, unter Bedingungen, die durch den Ausfall der meisten kulturellen und moralischen Hemmungen gekennzeichnet waren. Es haben sich dabei Resultate ergeben, die keineswegs bloß unser Wissen über das Dritte Reich vertiefen, sondern auch Einblicke in sonst verborgene Abgründe der menschlichen Seele gewähren.

Wir verzichten darauf, den Inhalt des Buches zu skizzieren. Wir stellen nur fest, daß Kautskys Werk auf den Lesetisch jedes denkenden Zeitgenossen gehört, nicht zuletzt auch deshalb, weil es aktuelle Erörterungen zur Deutschlandfrage enthält.

V. G.

Emil J. Walter: Psychologische Grundlagen der geschichtlichen und sozialen Entwicklung. 172 Seiten. Pan-Verlag, Zürich 1947.

Auch derjenige, der den historischen Materialismus für die beste Methode zur Erkenntnis und Darstellung der geschichtlichen Entwicklung und gesellschaftlicher Zusammenhänge hält, wird aufgeschlossen und unvoreingenommen alle Bemühungen verfolgen, die jene vor hundert Jahren gefundene Methode ergänzen, erweitern, revidieren oder verbessern wollen. Insbesondere die noch relativ junge und erst in den letzten ein bis zwei Jahrzehnten intensiv auf das Verständnis und die Ausdeutung von sozialen Problemen gerichtete moderne Psychologie kann dazu zweifellos wertvolle Beiträge leisten. So wendet man sich mit erwartungsvollem Interesse einem Buch zu, das Emil J. Walter in der von Paul Reiwald herausgegebenen Schriftenreihe der «Internationalen Bibliothek für Psychologie und Soziologie» mit der angedeuteten Aufgabenstellung veröffentlicht (Pan-Verlag, Zürich).

Ein wenig stutzt man allerdings schon beim genaueren Überdenken des Titels, den Walter seiner Schrift gegeben hat: «Psychologische Grundlagen der geschichtlichen und sozialen Entwicklung». Sind wirklich die *Grundlagen* der geschichtlichen und sozialen Entwicklung psychologischer Natur? Und meint der Verfasser selbst, was er doch im Titel behauptet? Man ist, auch nach sehr aufmerksamer Lektüre, dessen nicht ganz sicher. Auf Seite 129 heißt es zum Beispiel: «Das Problem des National-

sozialismus kann unseres Erachtens nur dann in seiner ganzen Tiefe erfaßt werden, wenn die psychologische Analyse historisch und soziologisch untermauert wird...». Das ist nach unserer Ansicht eine treffende Feststellung, aber dann ist eben das Psychologische nicht die Grundlage, sondern eine Komponente der geschichtlichen und sozialen Entwicklung.

Leider hat aber der Verfasser nicht nur den Titel seines Buches unglücklich formuliert, sondern tatsächlich ist sein Standpunkt gegenüber dem historischen Materialismus unklar und im Verlauf seiner Darstellung widerspruchsvoll. Reiwald behauptet in seinem Geleitwort, Walters Ausgangspunkt sei die materialistische Geschichtsauffassung. Wäre dem nur so! Dann würden wir seinen Untersuchungen gern folgen, auch wenn sie diesen Ausgangspunkt schließlich weit hinter sich ließen. Tatsächlich zeigt sich aber an vielen Stellen, die wir hier leider nicht im einzelnen zitieren können (zum Beispiel auf Seite 153 oder Seite 157 oder in den Betrachtungen über den so eminent wichtigen Begriff und die historische Funktion der Arbeitsteilung, Seite 43 bis 46), daß Walter in diesem Buch nicht eindeutig zur materialistischen Geschichtsauffassung Stellung nimmt und daher auch nicht in der Lage ist, klar herauszuarbeiten, welche Rolle das Psychologische in den gesellschaftlichen Zusammenhängen spielt und welche Aufgaben der Psychologie in Zusammenarbeit mit andern Wissenschaften auf dem Gebiet der Geschichte zufallen. Man spürt zwar hin und wieder, daß es den Autor in die richtige Richtung drängt, aber es gelingt ihm nicht, den Nebel zu durchstoßen und klaren Kurs zu gewinnen. So verirrt er sich so weit, daß er (vergleiche Seiten 21, 90 ff., 129) eine ganz mechanische und schematische Auffassung von der Rolle der «politischen Führungsschicht» entwickelt, wobei er ebenso wie die von ihm geschilderte «Führungsschicht» nun wirklich jeden Boden unter den Füßen verliert. Unter dem vielversprechenden Titel «Geschichte und Soziologie» weiß Walter nichts anderes zu bieten als eine knappe Orientierung über — das amerikanische Gallup-Institut (S. 25 bis 27).

Auch die für ein solches Buch so lebenswichtige begriffliche Klarheit ist vielfach zu vermissen; wir erwähnen nur das eine Beispiel der Vermengung der Begriffe Erlebnis, Vermutung, Urteil und Schlußfolgerung gleich auf Seite 7. Vieles ist so unpräzise ausgedrückt, daß der Leser sich immer wieder gedrängt fühlt, ein Fragezeichen an den Rand des Buches zu setzen, weil er sich tatsächlich vielfach nicht klar wird, was der Verfasser mit apodiktischen Banalitäten wie etwa der folgenden gefunden zu haben glaubt: «Wir halten fest: Die Macht des Staates gegenüber dem einzelnen Individuum ist eine gesellschaftliche. Sie gehört der sozialen Sphäre an.» (S. 24.) Sätze dieser Art könnte man seitenlang zitieren.¹

Charakteristisch für den unzulänglichen Charakter des Buches ist, daß die psychologischen Erörterungen einerseits und die soziologischen andererseits absolut

¹ *Anmerkung der Redaktion.* Volkswirtschaftlich unrichtig ist Walters Behauptung, daß «eine Kleinstadt auch als ein großes Dorf bezeichnet werden» könne (S. 45). Nicht auf die Zahl der Einwohner, sondern auf die Struktur ihrer Erwerbstätigkeit kommt es an. Sehr gewagt ist ferner jene These Walters, wonach die vielbesungene spezifisch «weibliche» Psyche der Frau dadurch «gezüchtet» worden sei, daß man «geistig selbständige, mit besonderer Intelligenz oder Vitalität begabte Frauen praktisch seit Jahrhunderten von der Fortpflanzung ausgeschlossen» habe (S. 47/48). Abgesehen davon, daß eine derartige «negative Selektion» in genügendem Ausmaß erst noch bewiesen werden müßte, erscheint es zum mindesten als sehr zweifelhaft, ob eine Beeinflussung des Erbgutes hinsichtlich der Intelligenz und Vitalität sich in ihrer Auswirkung auf das weibliche Geschlecht beschränken kann. Dadurch etwa, daß «gentlemen prefer blondes», wird möglicherweise die Zahl der dunkelhaarigen Nachkommen überhaupt, keinesfalls aber die der brünetten Mädchen allein reduziert werden. Geistige Eigenschaften scheinen sich oft gerade von den Müttern auf die Söhne zu vererben (Goethe). So einfach, wie es Walter glaubt, lassen sich die naturwissenschaftlichen Vererbungsgesetze auf soziologische Phänomene denn doch nicht «anwenden». Zur Erklärung der gesellschaftlichen Genesis der «weiblichen» Psyche hat übrigens eine Frau, Mathilde Vaerting, wesentlich besser durchdachte Beiträge geliefert. V. G.

nebeneinander stehen, während es doch gerade die Aufgabe des Verfassers gewesen wäre, sie miteinander zu verknüpfen und zu zeigen, daß sie und wie sie durch solches Zusammenwirken zu fruchtbaren Fragestellungen und interessanten Ergebnissen führen können. Statt dessen hat Walter sehr ausgiebig Zitate aneinandergereiht. Gewiß ist es klar, daß ein solches Buch sich auf die Arbeiten und Vorarbeiten anderer Autoren stützen muß und soll. Aber wenn von 170 Seiten zum Beispiel acht Seiten lang Otto Bauer, neun Seiten Wilhelm Reich, mindestens drei Seiten Freud wörtlich angeführt und zahllose weitere Seiten Zitate von Erich Fromm, Hans Barth, Marx und andern und dazu ganz unproportioniert lange Statistiken abgedruckt werden, die im Grunde nichts beweisen (S. 81 bis 85), wenn weiterhin über den Begriff der Ideologie eine wahre Zitatensammlung veröffentlicht wird, so erscheint das alles doch einfach als unverarbeiteter Stoff. Walter gibt auf Seite 161 eine Art Rechtfertigung dafür, indem er sagt, er habe einen Teil seiner Aufgabe «in der Wiedergabe wichtiger Ergebnisse zum Teil kaum bekannter Forschungen erblickt». Wir bestreiten die Berechtigung dieses Gesichtspunktes nicht, glauben jedoch, daß lebendige Gedanken, die sich aus der Verarbeitung auch eines von andern zusammengetragenen Stoffes ergeben können, wichtiger sind als tote Zitate.

In der Tat können wir uns nicht dem Eindruck verschließen, daß Walter sein Buch allzu rasch niedergeschrieben hat (dafür sprechen auch die zahlreichen stilistischen Schnitzer, etwa auf den Seiten IX, X, 21, 25, 90, 91, 100, 148, 150, 156).

So müssen wir mit Enttäuschung und Bedauern feststellen, daß Walters «Psychologische Grundlagen der geschichtlichen und sozialen Entwicklung» bestenfalls ein Entwurf zu einem Buch sind. Doch möchte man dem um anderer Leistungen willen geschätzten Verfasser eigentlich gar nicht raten, auf diesem Wege weiterzugehen. Paul Reiwald nennt ihn im Geleitwort mit Recht «einen Mann, dessen spezielles Arbeitsgebiet andere Zweige der Wissenschaft sind». Gewiß ist es im allgemeinen sehr anregend, wenn Forscher über die Mauern ihres Spezialgebietes hinüberblicken oder sie gar stellenweise einzureißen verstehen. Aber auch Goethe hat recht, wenn er mahnend darauf verweist, daß nur aus weiser Beschränkung wahres Meistertum erwächst.

Walter Fabian.

Walter A. Berendsohn, «Die humanistische Front». Einführung in die deutsche Emigranten-Literatur. Erster Teil: Von 1933 bis zum Kriegsausbruch 1939. 204 Seiten. Europa Verlag, Zürich 1946.

Der Wert dieser Arbeit des bekannten deutschen Germanisten, der bis 1933 an der Universität Hamburg lehrte und seitdem in Skandinavien lebt, liegt vor allem in der Zusammenstellung der weit in der Welt verstreuten Buch- und Zeitschriftenpublikationen der deutschen Emigration. Eine große Menge von Details, die man nicht kannte oder wieder vergessen hatte, ist übersichtlich zu einem nützlichen Nachschlagewerk zusammengefaßt. Störend sind dabei die zahlreichen Druckfehler (manche Namen werden auf zwei bis drei verschiedene Arten geschrieben) und Irrtümer, wie etwa die Aufführung von Erich Kästner, aber auch von Schweizern (Nobs, Gitermann, Gertsch, Adolf Gasser) und anderer Nichtdeutscher unter der deutschen Emigrantenliteratur. Im ganzen ist aber das Buch zuverlässig; es wird insbesondere für Bibliotheken, Redaktionen und Buchhandlungen auf Jahre hinaus unentbehrlich sein.

Schade ist, daß Berendsohn auf eine gründlichere Analyse und Würdigung der Emigrationsliteratur verzichtet hat. Man bedauert das um so mehr, weil er im ersten Kapitel, das als Hintergrund die Literatur im Dritten Reich behandelt, wertvolle Ansätze zu einer interessanten Analyse gemacht hat, die man gern bei seiner Darstellung der Emigranten-Literatur weitergeführt gesehen hätte. Die sehr allgemeinen Urteile, die er abgibt, sind kein Ersatz dafür. Hoffentlich bringt der in Aussicht gestellte zweite Teil die notwendige Vertiefung und Verarbeitung des Stoffes. W. F.

Hans Erni: Wo steht der Maler in der Gegenwart? 59 Seiten. Büchergilde Gutenberg, Zürich (1947).

Diese Schrift, deren sinn- und geschmackvolle Ausstattung vom Autor selbst geschaffen worden ist, geht auf einen ideenreichen Vortrag zurück, den Erni im

Sommer 1946 auf Veranlassung der Studentengruppe «Junge Demokratie» im Kunstmuseum Bern gehalten hat. Obwohl der Verfasser für seine Ausführungen nur den Charakter eines subjektiven Bekenntnisses in Anspruch nimmt, schließt, was er uns in höchst persönlicher Formulierung zu sagen weiß, doch einen hohen Gehalt an objektiver Wahrheit in sich. Die ausweglose Situation der heutigen bürgerlichen Gesellschaft und den lähmenden Einfluß dieser Situation auf das moderne künstlerische Schaffen hat kaum jemand so eindringlich und so anregend gedeutet wie Erni, und niemand hat mit solcher Zuversicht wie dieser Maler dargetan, daß echte, lebensnahe und ehrliche Kunst erst in einer sozialistischen Gesellschaftsordnung wird gedeihen können. Bedauerlich ist nur, daß die wertvolle Schrift nicht für die Öffentlichkeit, sondern in erster Linie für die Vertrauensleute der Büchergilde gedruckt worden ist.

V. G.

Lillian Smiths, «Fremde Frucht». Roman. 511 Seiten. Diana-Verlag, Zürich 1947.

Die fremde Frucht ist das im Schoß eines Negermädchens werdende Kind aus dem Samen eines Weißen. Daß es unwillkommene Frucht ist, beschwört die Konflikte herauf. Obwohl die beiden sich lieben: die auch innerlich aufgehellte Schwarze und der wohlhabende Bürgersohn —, steht dennoch am Ende der Mord. Statt zur Ehe entschließt sich der Schwächling, unter dem Druck der bigotten, seelisch dünnen Mutter, zur Abkehr und zum bequemen Bund mit einem Mädchen seiner Rasse. Da schießt ihn der Bruder der Geschwängerten im Dunkel der Nacht nieder und entkommt. Gelyncht an seiner Stelle wird einer, von dem nicht einmal die Justizübeltäter so richtig glauben, er sei der Gesuchte.

Schauplatz dieser Tragödie des Rassenhasses, des uralten Negerproblems, ist die kleine, grenzenlos langweilige, von der Baumwolle lebende, unter der Hitze und der frömmelnden Heuchelei keuchende Stadt Maxwell, zugehörig den Südstaaten Amerikas. Lillian Smiths, unzweifelhaft aus eigenstem Erleben geradezu bestürzend orientiert, führt die Zwierteilung der Stadt in eine Neger- und Sklavenhälfte und in eine Herrenmenschenhälfte unheimlich eindrucksvoll vor — diese Zwiespältigkeit, die durch die Herzen und Geister geht, alles Menschliche unmenschlich zerteilt, Würde und Liebe, Anstand und Wahrhaftigkeit in Fetzen reißt, so daß nur das Blutende des Elends, der niedergetretenen Schwachen, der sich selbst verletzenden, bloß äußerlich Starken übrigbleibt.

Lillian Smiths malt ihre Schwarzen und Weißen in keiner Schwarz-Weiß-Technik. Ihre Neger sind törichte, zerfahrene, sprunghafte, kindisch-diebische Geschöpfe, doch so sehr aber Mißbrauchte, daß die andern, die frei geordneten Staatsbürger erster Klasse, die korrekten Christen, als die Urheber allen Unheils — was sie ja wirklich sind — unrettbar verurteilt dastehen. Sie, die das verbrecherische Fehlurteil der Lynchrichter bestenfalls mit einem Zudrücken der Augen beantworten, im übrigen aber mit dem gewissenlosen Achselzucken: man müsse begrüßen, daß wieder einmal gegen die faule und gefährliche Bande ein Exempel statuiert worden sei; und es komme nicht so sehr darauf an, welchen Nigger man bei dieser guten Gelegenheit verbrannt habe. Verbrannt! Der Roman spielt nicht in der Frühzeit der Kolonisation, sondern in den Jahren nach dem ersten Weltkrieg. Und der Amerikaner fühlt sich als der großartigste Demokrat sämtlicher Erdteile; nur sein Neger ist heute noch wie ein vogelfreies, mißachtetes Geschöpf — nicht viel anders als in den fernen Tagen von «Onkel Toms Hütte».

Amf.

Charles Jackson: «Fünf verlorene Tage» (The lost Weekend). Roman. Deutsch von Renate Hertenstein. 371 Seiten. Phoebe-Verlag, Zürich 1946.

Eine mit ungewöhnlichem Raffinement der Darstellungstechnik geschriebene Erzählung, in der fünf Tage aus dem Leben eines rettungslos verlorenen Whisky-Trinkers geschildert werden. Das Problem der Alkoholsucht beleuchtet der Autor vom psychologischen Standpunkt aus, ohne sich mit ihren sozialen Aspekten zu befassen.

V. G.